

Sehr geehrter Herr Ministerpräsident,  
sehr geehrter Herr Porth,  
sehr geehrter Professor Kirchhof,  
lieber Herr Fricke,  
liebe Familie Schleyer,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,

lassen Sie mich zuerst Dank sagen: Den Hanns Martin Schleyer-Preis entgegenzunehmen, ist für mich eine große Freude und Ehre. Wie es um die Verdienste eines Menschen bestellt ist, ist ja stets Ansichtssache. Aber dass Sie, lieber Karl Wilhelm Fricke, so wertschätzende Worte für mich gefunden haben, berührt mich sehr. Wir kennen einander nun schon 25 Jahre, und Sie waren in all der Zeit nicht nur mir, sondern auch meinen Freundinnen und Freunden, die aus der DDR- Opposition kamen und heute als Politiker, Wissenschaftler oder in der Aufarbeitung des DDR-Unrechts Verantwortung tragen, ein kluger, sachkundiger und freundlich-kritischer Freund. Eigentlich ist mir danach, nun meinerseits eine Lobrede auf Sie zu halten, aber das ginge hier vielleicht ein bisschen zu weit. Deshalb nur: Ich bin glücklich, dass Sie und Ihre Frau hier sind. Wir verdanken Ihnen viel.

Der heute verliehene Preis dient der „Festigung und Förderung der Grundlagen eines freiheitlichen Gemeinwesens“ und damit einem Anliegen, das für mich von großer Bedeutung ist. Freilich geht es bei dem, worüber ich gleich sprechen werde, noch gar nicht um „Festigung und Förderung“, sondern zunächst einmal um die Geburt oder Wiedergeburt von Demokratie und Freiheit.

Der 25. Jahrestag der Deutschen Einheit, den wir in knapp fünf Monaten feiern, wird reichlich Anlass bieten, wieder einmal über deutsch-deutsche Themen nachzudenken. Und wie immer wird der Puls der deutschen Einheit vor allem bei den Ostdeutschen gefühlt werden: Was haben sie mittlerweile erreicht? Sind sie endlich im Westen angekommen? Und denken und fühlen sie womöglich noch anders als ihre westlichen Landsleute? Manchmal werden bei diesen Tests Bewertungen vergeben. Gut dabei abzuschneiden, ist nicht immer ein besonderer Grund, stolz zu sein; Die Bestnote „Frau Birthler, man merkt gar nicht, dass Sie aus dem Osten kommen“ habe ich jedenfalls immer als ein vergiftetes Kompliment empfunden.

Die Brunnenstraße in Berlin Mitte, in der ich zu Hause bin, war früher von der Mauer zerschnitten. Das Haus Nr. 10 ist zugleich der Eingang zur U-Bahn-Station Rosenthaler Platz. Diese gehörte einst zu den Geisterbahnhöfen: zugemauerte Stationen einer Linie, die zwischen Wedding und Neukölln ohne Halt den Osten unterquerte. Manchmal konnte man damals, auf der Straße stehend, das Vibrieren der durchfahrenden Züge spüren – Nachrichten aus einer anderen Welt. Weshalb ich dieses Haus aber vor allem erwähne: Über dem U-Bahn-Eingang zieht sich ein Schriftzug in meterhohen weißen Lettern über die gesamte graue Fassade: DIESES HAUS STAND FRÜHER IN EINEM ANDEREN LAND. Und darüber, in kleinerer Schrift: Menschlicher Wille kann alles versetzen. Für mich ist diese Hausfassade eines der schönsten Denkmäler jenes Jahres, an das ich heute erinnern will.

Das Jahr vom Herbst 1989 bis zum Herbst 1990 war das aufregendste und glücklichste Jahr nicht nur in meinem Leben – gelegentlich ist auch vom „Jahr der Deutschen“ die Rede. Begonnen hat es mit einer Freiheitsrevolution.

In den Tagen um den 7. Oktober herum, dem 40. Jahrestag der DDR, stand alles auf Messers Schneide: Die Gerüchte, dass die Staatsmacht mit Waffengewalt gegen die immer mächtiger werdenden Demonstrationen vorzugehen plant, bestätigten sich im Nachhinein: Alle Vorbereitungen dafür waren getroffen. Zwei Tage und zwei Nächte lang prügeln Polizei und Sicherheit auf friedliche Demonstranten ein, tausende wurden verhaftet und misshandelt, und dann ereignete sich das Wunder: Am Abend des 9. Oktober nahm die Gewalt ein Ende. Die Machthaber waren auf dem Rückzug, ohne dass auch nur ein einziges Menschenleben zu beklagen gewesen wäre.

Einen Monat später fiel die Mauer. Diese Reihenfolge zu erwähnen ist mir wichtig, denn insbesondere vom Westen aus gesehen war es für viele der Mauerfall, der den Menschen in der DDR die Freiheit brachte. Tatsächlich aber war es andersherum: Erst als wir uns unsere Freiheit erkämpft hatten, konnte die Mauer fallen.

Nur wenige Wochen später wiesen alle Signale auf die Einheit Deutschlands – freilich rechnete man Anfang 1990 noch mit einem Prozess, der Jahre brauchen würde. Zunächst ging es vor allem darum, die Macht der SED endgültig zu brechen und freie Wahlen vorzubereiten. Drei Monate, vom Dezember bis zum März, verhandelten die Parteien und Gruppierungen der Opposition am Runden Tisch mit den Vertretern der alten Macht. Am 18. März 1990 schließlich wurde eine der

zentralen Forderungen der DDR-Opposition und der Revolution Wirklichkeit: freie und geheime Wahlen in der DDR.

Das in jeder Hinsicht besondere, erstmals frei gewählte Parlament der DDR existierte nur sechs Monate, und es kommt beim Erinnern an die Ereignisse zwischen Revolution und deutscher Einheit oft zu kurz. Dankenswerterweise hat der Deutsche Bundestag in seiner Online-Mediathek die Wortprotokolle, sämtliche Drucksachen und zahlreiche Mitschnitte der Volkskammersitzungen zugänglich gemacht. Es hat mich berührt, die alten Aufnahmen zu sehen: Wahrscheinlich gab es in keinem deutschen Parlament im 20. Jahrhundert so viele Abgeordnete, die sich derart konzentriert über die vor ihnen liegenden Papierstapel beugten, wie wir es in der Volkskammer taten.

Die Sitzungen dauerten oft bis in die Nacht. Die Übergangssituation hatte Verunsicherung und auch rechtsfreie Räume entstehen lassen, und die Hinterlassenschaften der Diktatur forderten schnelle Entscheidungen. Die Tagesordnungen der Volkskammer spiegelten den hohen Druck. In schneller Folge war von der finanziellen und sozialen Absicherung von Studenten die Rede, vom Schutz des Inlandmarktes, der Situation der Ausländer, von Versorgungsproblemen, von Arbeitsplätzen für Sonderschulabgänger, der Absicherung der Schulspeisung, vom Passgesetz und von rentenrechtlichen Bestimmungen. Die Versorgungsordnung des früheren Ministeriums für Staatssicherheit wurde aufgehoben und eine Regierungskommission gebildet, die sich mit den Vermögenswerten der Parteien und Massenorganisationen befasste. Die Legislaturperioden der Bezirkstage wurden beendet, das Schornsteinfegergesetz der Bundesrepublik eingeführt und Agrarstrukturen geändert. Zugleich hatte landesweit ein rasanter Aufbruchs- und Demokratisierungsprozess begonnen, der nach politischen Rahmenbedingungen rief, sei es, dass Schulen neu gegründet, marode Häuser besetzt, Verbände und Gewerkschaften gegründet oder Bürgermeister abgesetzt wurden. Eine Zeit hatte begonnen, die den Ostdeutschen nicht nur Freiheit brachte, sondern sie - unabhängig von politischen Überzeugungen - enormen Veränderungen aussetzte und ihnen Anpassungsleistungen abverlangte – oft auch verbunden mit Ängsten um den Beruf oder Zweifeln, in einer Leistungsgesellschaft bestehen zu können. Es gab so gut wie keinen gesellschaftlichen oder persönlichen Bereich, in dem alles so blieb wie es war.

Vor genau 25 Jahren zum Beispiel, im Frühjahr 1990, war das alles überragende Thema die bevorstehende Währungsunion, die am 1. Juli in Kraft gesetzt werden

würde. Fachleute warnten vor den Folgen der damit verbundenen wirtschaftlichen Einschnitte, aber der politische Druck war zu groß, um damit noch zu warten. Auch ich war skeptisch, aber das hinderte mich nicht, mich über mein erstes Westgeld zu freuen, zur Straße des 17. Juni zu fahren und mir auf dem berühmten Markt einen langen schwarzen Ledermantel zu kaufen, auf den ich sehr stolz war und den ich heute noch besitze.

Am 2. Oktober 1990 beendete die Volkskammer mit einer Festsitzung ihr Bestehen. Jede Fraktion kam noch einmal zu Wort – die Nachrufe enthielten Zuversicht und dunkle Prophezeiungen, Genugtuung und Kritik, Selbstzufriedenheit und Nachdenklichkeit. Womöglich war es das letzte Mal, dass die zahlreich als Gäste anwesenden prominenten Politikerinnen und Politiker aus dem Westen ihren Landsleuten aus dem Osten eineinhalb Stunden lang wortlos, konzentriert und geduldig zuhörten.

Am Abend lief ich durch die Stadt. Mir war noch nicht danach, zusammen mit allen anderen am Reichstag der Einheit entgegenzufeiern. Warum war ich so melancholisch? Wir hatten eine Diktatur gestürzt. Ich hatte zu den ersten und letzten frei gewählten Abgeordneten der Volkskammer der DDR gehört, hatte nein zum Einigungsvertrag, aber ja zur deutschen Einheit gesagt und weinte der DDR keine Träne nach.

Der freudige Abschied von der ungeliebten DDR war das eine. Aber ich entdeckte plötzlich, dass im Kampf gegen das SED-System, im ständigen Zerren an den Fesseln auch Bindungen entstanden waren. Die DDR war das Haus, in dem ich mein bisheriges Leben verbracht hatte. Kein ansehnliches Haus, eher eine Bruchbude. Aber ich hatte dort gelebt und geliebt und gekämpft. Da ist der Abschied komplizierter als erwartet.

Außerdem hatte ich wie viele meiner politischen Freunde auf einen anderen, besonneneren Weg in die deutsche Einheit gehofft als den des Beitritts. Das Grundgesetz hätte auch einen anderen Weg erlaubt: Eine gemeinsame Verfassung, die durch eine gesamtdeutsche Volksabstimmung in Kraft gesetzt wird – das wäre nach meiner Ansicht der angemessene Weg in die Einheit gewesen, ein sichtbares, würdiges Zeichen für das Ende von Teilung und Diktatur und den historischen Schritt in ein vereintes, demokratisches Deutschland.

Und wäre die deutsche Einheit nicht eine Chance gewesen, Neues zu wagen? Es war ja kein Geheimnis, dass in der Bundesrepublik 1990 erheblicher Reformbedarf bestand, der nach politischen Veränderungen rief. Abgesehen davon, dass so manche dringende Reform im Schwung der frühen neunziger Jahre chancenreicher gewesen wäre als in späteren Jahren, hätten die Altbundesbürger erfahren können, dass die Einheit nicht nur kostspielig wird, sondern auch für sie einen deutlichen politischen Mehrwert mit sich bringt. Vielleicht wäre die bis heute nach wie vor spürbare mentale Kluft zwischen Ost und West dann weniger groß geworden.

Meine Enttäuschung vom Oktober 1990 wich in den folgenden Jahren einer mildereren Sicht. Es gab kein Vorbild für einen so gewaltigen Veränderungsprozess wie den der deutschen Einheit, der alles in allem eine Erfolgsgeschichte ist. Wie sollten da nicht auch Fehler gemacht worden sein?

Lassen Sie mich von meiner kleinen Zeitreise zurückkehren und mit Ihnen wieder im Mai 2015 landen: Wir haben allen Grund, im kommenden Herbst den 25. Jahrestag der deutschen Einheit zu feiern – nicht zuletzt angesichts der Tatsache, dass der friedliche Abschied von einer Diktatur und der Weg hin zu Freiheit und Demokratie heute wie damals – leider! - eine kostbare Ausnahme ist. Mehr denn je bedürfen wir der „Festigung und Förderung der Grundlagen eines freiheitlichen Gemeinwesens“, denen der heute verliehene Preis gewidmet ist. Und mehr denn je sind wir darauf angewiesen, uns der Werte zu vergewissern, auf denen Freiheit und Recht beruhen. Ich habe heute an das glückliche Jahr zwischen dem Herbst 1989 und dem Herbst 1990 auch in der Überzeugung erinnert, dass diese Erfahrung auch eine wertvolle Ressource ist: Wir können sie als Vergewisserung nutzen, dass sich Dinge zum Guten wenden können, wenn Menschen das wirklich wollen und etwas dafür tun. Ohne diese Zuversicht werden wir nichts bewegen.